

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 79 (2008)
Heft: 5

Artikel: Ausgrenzung und Integration : "Das Heim muss sinnlich Wahrnehmbares vermitteln"
Autor: Wenger, Susanne / Steiner, Barbara / Mäder, Ueli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausgrenzung und Integration

«Das Heim muss sinnlich Wahrnehmbares vermitteln»

■ Susanne Wenger, Barbara Steiner

Wenn sich Nachbarn gegen Heime für Menschen mit Behinderung wehrten, habe dies auch mit dem gesellschaftlichen Umfeld zu tun, sagt der Soziologe Ueli Mäder. Er sieht jedoch nicht nur Diskriminierung, sondern auch eine verstärkte Bereitschaft zur Solidarität.

■ Im Berner Seeland bekämpfen die Nachbarn den Ausbau einer Institution für Menschen mit Behinderung. Der Anwalt schreibt, dass psychisch kranke und geistig behinderte Menschen für die Nachbarn «eine seelische Belastung» darstellten. Herr Mäder, was steckt hinter einer solchen Aussage?

Ueli Mäder: Es gibt die individuell-biografische Komponente: Wo stehen diese Nachbarn aktuell? Was sind ihre Vorstellungen von Normalität und wie gehen sie mit sogenannten Abweichungen um? Wie sehr sind sie innerlich darauf angewiesen, dass alles wie am Schnürchen läuft?

Dann gibt es die Ebene des Quartiers: Welche Erfahrungen haben die Nachbarn gemacht? Wie ist das Heim integriert? Hat es Anstrengungen unternommen, mit den Nachbarn in Kontakt zu treten?

Schliesslich spielt das gesellschaftliche Umfeld eine Rolle: Was wandelt sich in der Gesellschaft und wie schnell? Sind schon Ängste mobilisiert? Wie stark liegen die Nerven schon blank, weil man das Gefühl hat, überall komme Neues dazu – und jetzt auch noch das?

■ Offenbar sind aber doch ziemlich starke Ängste vor Menschen mit Behinderung vorhanden. Wovor genau haben die Leute Angst?

Mäder: Angst ist nicht immer etwas sehr Rationales. Hier in Basel gibt es Unsicherheitsgefühle, obwohl statistisch gesehen die Sicherheit höher ist als an den meisten anderen Orten. Und doch muss man jede Angst einmal als eine Wahrheit nehmen. Sie ist offenbar vorhanden. Sie kann ganz konkret sein: Angst vor Lärmemissionen; Angst vor der Stigmatisierung des Quartiers; Angst, dass ein Wertverlust eintreten könnte.

■ Genau so wird im konkreten Fall argumentiert.

Mäder: Das sind die vordergründigen Ängste. Innerpsychisch geht es wahrscheinlich sehr viel weiter. Solche Ängste hängen mit der Frage zusammen, wie stark die Leute in der Lage sind, sich selber mit ihren Schwierigkeiten und Schwächen anzunehmen. Aspekte, mit denen man bei sich selber Mühe hat, projiziert man gern auf andere. Die Ängste hängen aber auch mit dem Wahrnehmen von Behinderung in einem Kontext zusammen, in dem das Äussere und das Aussehen so wichtig geworden sind. Selber tut man alles, um einem bestimmten Bild zu entsprechen. Das augenfällig Andere sticht einem dann umso mehr ins Auge.

■ Ist das Vorgehen dieser Nachbarn nicht einfach diskriminierend?

Mäder: Es hat ganz klar etwas Ausgrenzendes gegenüber den Menschen mit Behinderung. Die Frage ist dann immer: Was steckt dahinter? Wie kann man es verstehen, ohne es rechtfertigen zu wollen?

■ Würden die gleichen Mechanismen spielen, wenn es sich anstatt um ein Heim für Menschen mit Behinderung um eine Asylbewerberunterkunft handelt?

Mäder: Ich denke schon. Bei Asylbewerberunterkünften gibt es ja auch ganz konkrete Erfahrungen mit erschreckenden Auswüchsen: Es wurde schon Feuer gelegt.

■ Gerade die Integration von Menschen mit Behinderung ist ein erklärtes, gesetzlich verankertes Ziel unserer Gesellschaft. Im konkreten Fall scheitert es aber schon bei der Nachbarschaft. Wie erklären Sie sich das?

Mäder: Seit den rezessiven Einbrüchen hat sich eine Veränderung im gesellschaftlichen Umfeld verstärkt. Es ist etwas Despektierliches dazugekommen. Das sieht man an Diskussionen über ältere Menschen, über Menschen mit Behinderung.

■ Die Toleranz gegenüber Menschen mit Behinderung hat mit der ökonomischen Entwicklung zu tun?

Mäder: Nicht kausal und nicht so einfach, aber es spielt eine Rolle. Doch lassen Sie mich folgendes Beispiel erzählen: Im Quartier, in dem ich früher wohnte, gab es ein Heim mit

etwa einem Dutzend Bewohnerinnen und Bewohnern. Es ging jeweils lärmig zu und her, und es flogen auch schon mal Flaschen aus dem Fenster. Dann wurde das Heim als Aussenstation der psychiatrischen Klinik stark professionalisiert. Doch vom Quartier wurde die neue Institution mit mehr Personal überhaupt nicht goutiert. Die Verantwortlichen machten es aber sehr geschickt. Es gab einen Tag der offenen Tür, ein Fest auf der Strasse. Nach und nach stieg die Akzeptanz. Eine Nachbarin begann sich um einen Heimbewohner zu kümmern, der manchmal sehr laut war. Auch das Verhalten der Heime hat also einen Einfluss darauf, wie sie aufgenommen werden.

■ Was kann ein Heim konkret tun, um seine Akzeptanz zu erhöhen?

Mäder: Versuchen, sich zu erklären. Versuchen, auf die Leute zuzugehen, sie einzubeziehen und einzuladen. Vielleicht auch schriftlich informieren. Mit Einzelnen das Gespräch suchen, von denen man weiß, da sind besondere Ängste vorhanden. Kürzlich sagte mir einer der bekanntesten Unternehmer der Schweiz, seit er beim Behindertentaxi chauffierte, nehme er diese Leute und das Leben anders wahr. Er hätte sich gewünscht, diese Erfahrung früher gemacht zu haben, denn dann hätte er sich vielleicht nicht an der Börse verspekuliert. Was ich sagen will: Man kann hundert Argumente und Zahlen gegen Behindertendiskriminierung haben – viel besser ist es, wenn es gelingt, etwas sinnlich Wahrnehmbares zu vermitteln.

■ Es ist also sinnvoll, dass Menschen mit Behinderung möglichst dezentral und in kleinen Gruppen wohnen, sodass Kontakte möglich sind?

Mäder: In der Soziologie haben wir zwei Theorien. Die eine besagt: Je mehr Kontakte es zu Leuten gibt, gegen die man Vorurteile hat, desto stärker gehen die Vorurteile zurück. Ich denke aber, dass es sehr auf die

Umstände ankommt. Das Heim muss sehen, wie es ein Setting prägen kann, das gute Kontakte ermöglicht. Das Umfeld sollte die Menschen, die anders daherkommen, ins Herz schliessen können. Denn sonst drohen sich die Vorurteile noch zu verstärken. Die zweite Theorie besagt, dass Kontakte von beschränkter Reichweite sind, solange das Umfeld sich nicht mit seinen eigenen Schattenseiten ausein-

noch vor mir. Wenn er als Pseudo-Hausierer zu einer bestimmten Frau läutete ging, machte sie ihm ein Fussbad und gab ihm zu essen und zu trinken. Dabei war die Frau nicht etwa für eine besonders soziale Gesinnung bekannt. Andere im Dorf dagegen plagten den Mann. Es gab also beides. Im Dorf waren die Regeln, wer dazugehörte und wer nicht, streng und für Menschen mit Behinderung teils



Ueli Mäder: «Es gibt auch viele gut funktionierende Nachbarschaften.»

Fotos: bas

andersetzt. Sich also zum Beispiel nicht fragt, was der Widerstand gegen ein Heim mit einem selber zu tun hat.

■ Früher gab es Dorforiginale, oft Menschen mit Behinderung. Aus heutiger Sicht hat man das Gefühl, diese seien damals gut akzeptiert gewesen.

Mäder: Ich bin im Oberbaselbiet aufgewachsen und sehe das Dorforiginal

sehr ausgrenzend. Für den Kanton Basel-Land untersuchten wir einmal, wie Menschen mit Behinderung selbständig leben. Wir fanden Leute, bei denen man es wegen ihrer starken Behinderung kaum für möglich gehalten hätte. Doch sie können unter anderem auch deshalb eigenständig leben, weil Nachbarn im Haus ab und zu ein Auge auf sie haben. Und diese Nachbarn sind beileibe nicht nur

Leute, die sich das Soziale auf ihre Fahne geschrieben haben.

■ *Generell: Welche gesellschaftlichen Strukturen hemmen eine bessere Integration von Menschen mit Behinderung, welche fördern sie?*

Mäder: Ich sehe gegenläufige Entwicklungen. Natürlich wird derzeit gesamtgesellschaftlich eine etwas angestrengrtere Diskussion geführt. Das zeigt sich zum Beispiel bei der Revision der IV und der AHV. Auf der anderen Seite gibt es vieles, was den sozialen Zusammenschnitt fördert. Natürlich haben wir Nachbarschaftskonflikte, aber es gibt auch viele gut funktionierende Nachbarschaften. Viele Heime sind gut integriert. Natürlich leiden die Akzeptanz des Abweichenden und der Spielraum für das Ungewöhnliche in einer Gesellschaft, in der alles immer schneller und effizienter gehen muss.

Doch zunehmend sieht man auch die Grenzen dieser Lebensart. Sie bringt sehr viel Verschleiss mit sich. Die Bereitschaft nimmt da und dort zu, Korrekturen einzuleiten.

■ *Wo wäre denn da anzusetzen?*

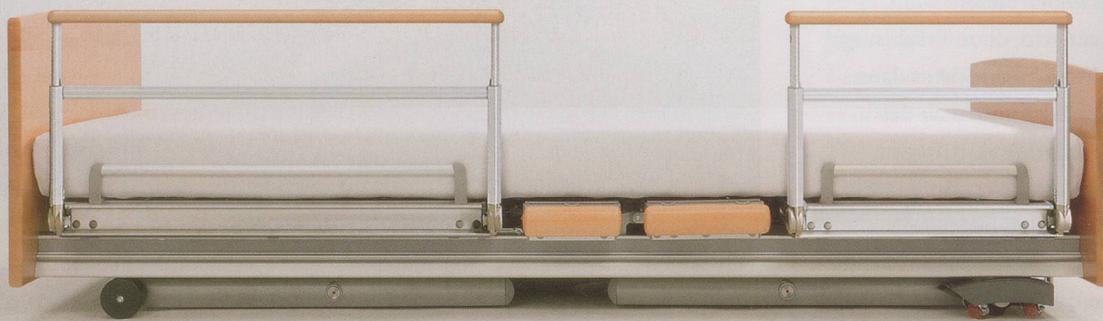
Die Globalisierung kann man ja nicht aufhalten.

Mäder: Ich bin ab und zu an Managerseminaren. Immer wieder sagen mir Manager, wie viel ihnen das Buch «Die Entdeckung der Langsamkeit» von Sten Nadolny gebracht habe. In unserer Studie über die reichsten Schweizer sind wir auf Leute gestossen, denen die Schere zwischen Arm und Reich auch Sorgen bereitet. Es gibt durchaus die Bereitschaft, etwas zu ändern. Frühere Gesellschaftsformationen waren zwar hoch integrativ, aber es war eine Zwangsgesellschaft, verbunden mit strenger Kontrolle.

Daraus wollte man ausbrechen. Jetzt machen aber viele Leute die Erfahrung, dass die sozialen Beziehungen vielleicht allzu cool geworden sind. Dass sich aus dieser Erfahrung heraus eine grössere Bereitschaft ergeben kann, soziale Verbindlichkeit zuzulassen, halte ich für möglich. Nachbarschaftliche Bande werden teilweise wieder stärker gepflegt. Kürzlich ist unsere Mutter im Alter von 96 Jahren gestorben. Im letzten Jahr war sie nicht mehr so selbstständig. Eine Nachbarin ging täglich bei ihr vorbei, einfach so.

■ *Sie sind also optimistisch?*

Mäder: Ich finde es wichtig, nicht den Eindruck zu erwecken, es liege alles im Argen. Man kann an das anknüpfen, was auch vorhanden ist. Früher hatte man sehr klare Vorstellungen von dem, was gilt. In der heutigen pluralistischen Gesellschaft ist das nicht mehr



Niedriger kann die Sturzgefahr nicht sein.

Niedrigbett Völker Mod. 5380/MA

- vollwertiges Völker Pflegebett
- elektrisch höhenverstellbar von 23 cm bis 74 cm; fahrbar
- in Pflege- und Spitalbettoptik
- Micro-Stimulations-System MiS® Liegefläche
- geteilte Seitensicherungen



sedorama

Stühle | Tische | Betten

Sedorama AG
3072 Ostermundigen 2-Bern

Fon 031 932 22 32
www.sedorama.ch

immer so einfach. Wir alle müssen mit Ambivalenzen und Widersprüchen umgehen können, ohne in eine Beliebigkeit abzudriften. Das ist eine neue Herausforderung. In der pluralistischen Gesellschaft gibt es eine Offenheit, die zu viel offen lässt, aber auch ein neues Selbstverständnis: Differenzen und Aussergewöhnliches werden stärker akzeptiert.

Gilt das wirklich auch für Behinderungen?

Mäder: Im Umgang mit Menschen mit Behinderung manifestiert sich tatsächlich etwas besonders stark. Es ist noch nicht so lange her, da brachte ein Regime «unwertes Leben» um und empfand das nicht als Verbrechen. Ich selber wohnte 24 Jahre neben einem Heim. Wenn ich Bewohner auf der Strasse traf, umarmten sie mich. Das störte mich anfangs. Mit der Zeit freute ich mich jedoch. Menschen sind soziale Wesen und lernfähig. Immer mehr Leute realisieren, dass es nicht das Nonplusultra ist, stets vorwärtszuhetzen und immer reicher zu werden. Sie integrieren die Sinnfrage wieder stärker in ihren Alltag. Solche Entwicklungen helfen auch beim Umgang mit Menschen mit Behinderung.

Kann auch die integrative Schule helfen, Ängste zu beseitigen und die Toleranz zu erhöhen?

Mäder: Auch hier kommt es auf die konkreten Bedingungen an. Ich stand in Kontakt mit Lehrkräften, die stark über Werteverfall klagten und etwas depressiv Verstimmtes hatten. Das sind nicht die besten Voraussetzungen, um Integration zu fördern. Es gibt sehr gute Gründe, Kleinklassen zu belassen. Es sollte aber kein «Entweder-oder» sein, sondern es braucht die Vielfalt der Angebote.

Mit der pränatalen Diagnostik «muss» heute niemand mehr ein behindertes Kind haben – so tönt es immer lauter. Schmälert diese Entwicklung die Toleranz gegenüber Menschen mit Behinderung und vielleicht auch die Bereitschaft zur finanziellen Solidarität?

Mäder: Man hat die Möglichkeit zur pränatalen Diagnostik – umso mehr ist man selber verantwortlich, wenn man davon nicht Gebrauch macht: Das kann im Kontext unseres starken Individualismus sicher verstärkte Schuldzuweisungen geben. Bezuglich der finanziellen Solidarität kann ich

ristische Tradition der USA – also die Betonung des Gemeinwesens und der Zivilgesellschaft – schwäpft auch zu uns herüber. Allerdings mit konservativem Einschlag. Es wäre jedoch fatal, mit dem Argument der konkreten Nachbarschaftshilfe den Sozialstaat zurückzufahren.

Die Nachbarschaftshilfe ist eher eine Ergänzung.



Die institutionelle Solidarität habe zugenommen, bilanziert Ueli Mäder.

jedoch nicht ins Lamento einstimmen. Ich sehe auch hier gegenläufige Entwicklungen. Im Moment ist zwar der «Rollback» gerade etwas stärker. Auf der anderen Seite hat die institutionelle Solidarität stark zugenommen. Wir haben seit 1948 die AHV, seit 1960 die IV, seit 1972 Ergänzungsleistungen, seit 1996 die obligatorische Krankenversicherung und seit 2005 endlich die Mutterschaftsversicherung. Früher war die Solidarität durch Not und Angst eher zwangsbestimmt, heute kann es auch wieder eine Solidarität aus freien Stücken geben. Die starke kommunal-

Mäder: Wenn die soziale Infrastruktur gut ausgebaut ist, haben die Leute Rückendeckung, um sich zusätzlich zu engagieren. Sie haben auch weniger Angst, weil sie sich weniger bedroht fühlen. Investitionen in den sozialen Bereich tragen viel dazu bei, den gesellschaftlichen Zusammenhalt und den sozialen Frieden zu fördern. Es sind hochrentable Investitionen.

Zur Person:

Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.